

Einsame Spitze

ELITE-INTERNATE / Im Zuge des Missbrauchsskandals rechnen ehemalige Schüler auch mit ihren Eltern ab. Ist gefühllos, wer die Erziehung seiner Kinder delegiert?

VON BIRGITTA VOM LEHN

Es ist der Geschmack von Freiheit und Abenteuer, den Hartmut von Hentig in seinem Buch „Fahrten und Gefährten“ verbreitet. „Und damit beginnt die große, köstliche Improvisation“, schreibt er über eine Reise mit Schülern ins Tessin im Jahr 1960. Und fährt fort: „Sieben junge Leute sagen Ja zu einem Plan, der keiner ist; 14 Eltern nehmen vorlieb mit vagen Adressen ..., mit einem verspäteten, liebenswürdig-unverbindlichen Brief, der kaum die Daten erwähnt und die Vorhaben: Arbeit am Vormittag, Freiheit am Nachmittag, Gemeinsamkeit am Abend. ... allein die Karte, die uns Herr Klett von seiner neu erworbenen Wildnis mitgibt, hat feste Konturen.“

Eine tolle Idee, werden Durchschnittseltern beim ersten Lesen denken, mal raus aus dem schnöden Schulalltag, etwas Freiheit und Wildnis schnuppern. Der Nestor der Reformpädagogik war damals Lehrer in Tübingen und mit dem Verleger Ernst Klett befreundet, der im Tessin „eine verlassene Gruppe von Almhütten“ auf einem „verwilderten Gelände“ erworben hatte, die der Junglehrer mit seinen Schülern bewohnbar machen wollte – das probieren auch heute reformfreudige Pädagogen aus: An der Montessori-Gemeinschaftsschule in Potsdam etwa sollen Jugendliche ein altes Stasi-Gelände rekultivieren. „Ohne praktische Tätigkeiten, ohne Handarbeiten entwickeln sich nur zu schnell Eitelkeiten“, begründet Schulleiterin Ulrike Kegler das Projekt.

Aber: War es damals nicht gedankenlos seitens der Eltern, ihre Kinder mit dem Junglehrer Hentig loszuschicken und nicht genau wissen zu wollen, wo sie sich aufhalten würden? Geht nicht jeder Klassenfahrt mindestens ein Elternabend voraus, auf dem – zugegebenermaßen viel zu gründlich und obendrein meist wirkungslos – geklärt wird, wie viel Taschengeld und welche elektronischen Medien eingepackt werden dürfen? Bekommen Durchschnittskinder an Durchschnittsschulen nicht rechtzeitig vor Antritt der Reise Zettel mit nach Hause, auf denen Daten der Unterkunft samt Abfahrts- und Ankunftszeiten notiert sind?

„Unser Frohsinn ist ‚rot und oben offen‘ wie der VW; man badet, lässt Grenzen hinter sich und die Täler des Ernstes“, notierte Hentig stattdessen und schwärmte, dass alle „am gleichen Feuer hocken, aus einem Topf essen, in einem Raum schlafen und so hoch über der übrigen Welt leben, dass selbst die Flugzeuge unter ihnen bleiben“. Wow! Verglichen damit sind Durchschnittseltern, die ihre Kinder in Durchschnittsschulen zu Durchschnittslehrern schicken, jene Flugzeuge, die weit unter den himmlischen Sphären zurückbleiben. Die langweiligen Berufen und drögen Tagesgeschäften nachgehen, ihre Kinder zu Fußball und Flötenstunde kutschieren und obendrein spießiges Essen servieren. Kurz: die ihnen weder südländischen Frohsinn noch abenteuerliche Freiheit vermitteln, vom Gefühl des Fliegens

ganz zu schweigen. Stattdessen legen diese Eltern Wert auf korrekte Adressen, exakte Taschengeldebemessung und ähnliche Kleinkariertheiten.

Die rosarote Reformwolke schwebt eitel über jenen erwachsen gewordenen Schülern, die Hentigs Lebensgefährten Gerold Becker, dem langjährigen Leiter der Odenwaldschule, hundertfachen Missbrauch vorwerfen. Für sie – die einst heftig umworbenen Kinder – hat der Pädagoge bislang nur den banalen Satz parat: „Mein Freund bleibt mein Freund.“ Und das, obwohl sein Freund die Übergriffe längst zugegeben hat.

Wenn Pädagogen versagen, müssen Eltern dann nicht doch genauer hinschauen? Der ehemalige Odenwaldschüler Johannes von Dohnanyi, Sohn des früheren Bildungsministers Klaus von Dohnanyi, hält die Eltern der Missbrauchsoffer für mitschuldig. In einem Zeitungsartikel schrieb er: „Es waren nicht wir ‚Kameraden‘, sondern diese Eltern, die durch ihr Desinteresse, ihre Gleichgültigkeit, ihren Egoismus und ihre Gefühlskälte zu Mitschuldigen, ja sogar Mittätern wurden. Das Extrem ihres Versagens steht Pars pro Toto für die Mängel und Verfehlungen einer ganzen Elterngeneration.“

Die Eltern der Missbrauchsoffer in kirchlichen und weltlichen Internaten müssen sich fragen lassen, ob sie nichts gewusst haben, nichts wissen wollten oder ob sie mit dem, was dort vor sich ging, einverstanden waren. Als Amelie Fried kürzlich verkündete, „Strip-Poker“ sei in der Odenwaldschule üblich gewesen, war die Verblüffung groß.

Dabei stand diese Spielart durchaus im Einklang mit der Ideologie einer linksliberalen Elternschaft, sie entsprach dem Zeitgeist. Ein literarisches Zeugnis hierfür lieferte Sophie Dannenberg mit ihrem 2004 erschienenen Roman „Das bleiche Herz der Revolution“. Annegret Kunkel, wie die 1971 geborene Autorin in Wirklichkeit heißt, gearbete eine Abrechnung mit den 68er-Eltern. Da ist etwa die „Flaschendreher“-Szene in der Kommune: Als die Kinder um ein paar Belohnungen für das Spiel bitten, „ein paar Süßigkeiten oder so“, schlägt eine Mutter vor: „Macht doch einfach mal Folgendes: Jeder, auf den die Flasche zeigt, zieht ein Kleidungsstück aus!“ Simone ist als Erste nackt. Als sie sich schämt und ein Kissen vorhalten will, erntet sie den Spott der Eltern. „Du stehst jetzt auf und zeigst allen dein prüdes kleines Fötzchen und deinen bürgerlichen Arsch“, verlangt der Vater.

Simone weigert sich, beginnt zu weinen. Ihre Freundin Kitty bekommt Angst und hofft, dass ihre Eltern so schnell wie möglich mit ihr aus der Kommune abhauen, „aber sie guckten nicht zu mir, Mutter rauchte und Vater trank seinen Wein“. Auf dem Nachhauseweg verteidigt Kittys Mutter die Praktiken von Simonens Eltern: „Das ist ein Lernprozess. Genau wie der lockere, freiheitliche Umgang mit Sexualität, auch den muss Simone noch lernen, und ich denke, da ist sie heute einen guten Schritt weitergekommen.“

Was wir als Kindesmissbrauch bezeichnen, rangierte noch vor wenigen Jahren unter dem Etikett „sexuelle Befreiung“. Wundert es folglich, dass Hentig die sexuellen Übergriffe seines Freundes Becker noch als „freundliche Berührungen“ verklärt?

Neben dieser zweifelhaften Interpretation sexueller Aufklärung und Befreiung, die Eltern damals mitgetragen haben und die pädophilen Pädagogen ein leichtes Spiel bereitete, heißt das andere große Thema: Vernachlässigung und Gleichgültigkeit, sie ist unabhängig vom politischen Milieu. Verwahrloste Kinder aus armen Familien verhungern zu Hause. Im schlimmsten Fall findet die Polizei sie tot im Kühlschrank – so wie den kleinen Kevin in Bremen. Vernachlässigte Kinder aus reichen Verhältnissen landen im Internat. Gegen das Vorurteil, Verwahranstalt für Problemfälle zu sein, haben die Internate seit je kämpfen

müssen. Auch deshalb sind sie verlässliche Werbepartner. Hartmut Ferenschild, Geschäftsführer der Internatsberatung der 21 Landerziehungsheim-Internate, spricht lieber von „Oasen in der deutschen Erziehungswüste“ und „zu Ende gedachten Ganztagschulen“. Gerade zu Zeiten von G8 könne man punkten.

Doch so sehr auch Leistung ins Rampenlicht rücken sollen, so sicher ist: Weniger die Institution als der prominente Familienname garantiert dem Internatszögling seinen späteren Aufstieg oder zumindest Klassenerhalt.

Was in den Hochglanzprospekten verschwiegen wird: Hinter Schloss- und Klostermauern werden überdurchschnittlich häufig familiäre Problemfälle entsorgt. Das haben auch zwei wissenschaftliche Studien vor vier Jahren gezeigt, durchgeführt von den Heidelberger Pädagogen Franz Josef Geider und Werner Jünger, dem Bonner Erziehungswissenschaftler Michael Ley und dem Potsdamer Psychologen Herbert Fitzek. Danach stammen Internatskinder drei- bis viermal häufiger als Regelschulkinder aus Familien, deren Eltern geschieden oder verwitwet sind. Der Anteil an nicht leiblichen Kindern ist in Internaten mehr als doppelt so hoch. Internatskinder wachsen häufig in Patchwork-Familien auf. Zum besonderen Merkmal dieser Familien gehöre „ein extremes Drehen und Wenden der Lebensverhältnisse“, das „keine dauerhaften Beziehungen zu Menschen, Dingen oder Situationen zulässt“. Häufig seien die Kinder für ihre Eltern nicht nur Töchter und Söhne, sondern auch Geschwister, Partner oder Ersatzeltern. Es komme vor, schrieben die Wissenschaftler, dass „der Vater oder die Mutter sogar die 15-jährige Tochter noch zu sich ins Bett holen“.

Spätestens in der Pubertät führen diese abenteuerlichen Familienkonstellationen dann zu massiven Konflikten, sodass bei den Eltern der Wunsch nach „Zucht und Ordnung“ für ihr Kind übermächtig wird: „Die Eltern wünschen sich starke Männer, die ihren Kindern Paroli bieten können, die sie ‚am Schlafittchen packen‘ können und die zu strengen Maßnahmen fähig sind.“ Viele Eltern nehmen „die häufig beargwöhnten Missstände in Internaten durchaus billigend in Kauf“, stellten die Forscher fest.

Als „auffälligsten Befund der Untersuchung“ bezeichneten sie, „dass alle Eltern kaum etwas über die Internate sagen konnten“. Sie wussten nicht genau, wie ihre Kinder untergebracht waren und wie sich der Alltag gestaltete. Psychologisch ist das mit dem „Auslagern von Entwicklungsproblemen“ zu erklären. Die Kasernierung der Kinder in Burgen, Schlösser, Klöster oder auf Inseln ist diesen Studien zufolge meist nichts anderes als die Verdrängung eines als unlösbar empfundenen Familienkonflikts in eine vermeintlich heile oder zumindest heilende Welt. Viele Eltern wollten nicht an sich heranlassen, was ihren „schwierigen“ Sprösslingen dort an Scheußlichkeiten widerfuhr. Von Blutsbanden aber kann man sich nicht freikaufen.

© Rheinischer Merkur Nr. 17, 29.04.2010